



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Burg, Paul: Bauer und Land im Deutschen Roman

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Bauer und Land im deutschen Roman

Von Paul Burg



it einem Worte jenes noch immer unerreichten Meisters unserer Literatur, welcher ein Menschenalter hindurch den „Grenzboten“ seine ganze Kraft gegeben hat, sei mein Unterfangen, hier Wegweiser durch unsere zeitgenössische schöngeistige Literatur aufzurichten, rechtfertigend eingeleitet. „Bei seiner Arbeit sucht das Volk auf in euern Romanen!“ lehrte Gustav Freytag und bewies selbst aufs beste in „Soll und Haben“, in der „Verlorenen Handchrift“, daß der deutsche Roman da verweilen und schürfen muß, wo einst Goethe mit seinem Roman in Versen „Hermann und Dorothea“ ansetzte. Weit, o wie weit haben sich viele unserer Erzähler von diesem Wege entfernt, schrieben gekünstelte und gefühlsmäßig überstiegene Platschromane, leichteste Unterhaltungsware. Jetzt aber hat der Kern unseres Volkes, geknechtet und gelähmt und sehnüchtig nach Erhebung und Befreiung seiner Seele ausschauend, solche Kabarettkost satt, denn die Jugend steht auf und erfüllt uns das Sehnen nach Kraft und Tat, bringt den Aufbau. Und die besten Alten werden wieder jung und stark an der Jugend, welche empor will.

Es ist unendlich verheißend und bezeichnend, daß eine ganze Reihe neuer Namen, junger Könner, jetzt mit Büchern voll Erdkraft und Schaffenswillen auf den Plan tritt, uns unverstelltes Volksleben aufzeigt, und es ist mehr als ein gutes Wirtschaftssymptom, daß die Romane unserer verheißenden Jüngsten sich schlicht und echt mit Bauerntum und Heidekultur, mit Kohlenfindung befassen. Aus der deutschen Erde quillt vor unseren staunenden Augen neue Kraft, die uns kein scheußlicher Erbfeind entreißen kann, denn sie wurzelt und wirkt in der unsterblichen, unbefiegligen deutschen Seele.

Da ist ein neuer Mann, ein Junger offenbar, der noch viel eigenes Erleben schildert: August Hinrichs bietet im altangesehenen Verlage Quelle & Meyer, Leipzig, seinen Ersilingsroman „Das Licht der Heimat“ dar, ein sonniges Buch von der an Geheimnissen und Schätzen so reichen, so oft geschilderten und immer wieder in neuem weichen Lichte aufschimmernden deutschen Heide, welche so recht ein Spiegel deutschen Gemüts und Wesens ist. Wir erleben die Jugend des armen Dierk Folkers (worin wohl der Dichter meist Eigenerleben gibt) neben dem stolzen Volkbauern. Von der kleinen Heidscholle weg geht der Dornenweg der Armen in die Großstadt und in die Not. Das Talent des Jungen bringt ihm Aufstieg in harter Schule, Enttäuschung, Zuflucht übers Meer in phantastische Welten Dollarikas, Rückkehr und Reichtum. Er baut Kraftwerke in der heimatischen Heide, er erschließt die Schätze der weißen und schwarzen Kohle seiner Heideheimat und erlöst die verzauberte Heideprinzess. Seine Kraft aber ist diese: in aller Welt leuchtet ihm das Licht der Heimat! — Hier haben wir einen Roman von geradezu symptomatischer Bedeutung, Spiegelbild und Vorbild unserer Zeit. Hier ist in vielen Szenen von oft großer dichterischer Kraft das deutsche Schicksal an einer Familie Gestalt und an einem Jüngling Hoffnung geworden. Dies Buch ist unser! Es spendet so viel Trost und Leuchten einer verheißenden Zukunft, daß es in jede müde deutsche Hand gehört.

Kraft und Tat — das ist es, was wir suchen, auch wenn wir zu unserer Erholung von Tagwerk und Sorgen einen Roman vom Bücherbort langen — einen anfeuernden Trank. Auch der zweite Roman, ebenfalls ein Heideroman, den ich hier mit gleichem Lob anzuzeigen mich gedrungen fühle, bietet viel Erhebendes und Anspornendes. Ludwig Hinrichsen, ein ebenfalls bisher in der Unterhaltungsliteratur unbekannter Mann mit einem prächtigen deutschen Namen, hat einen fast über Speckmann, Rohne u. a. zu wertenden Heidbauernroman voll Urkraft und köstlicher Poesie geschrieben, „Hellsrider“ (nach einer eingeflochtenen Heidsage) betitelt, bei Hammerich & Lesser, Altona, erschienen, eine wahre und wirkliche Dichtung. Wie dieser Ameling Willinghuijen zwischen der pikanten Wesselohanna und der kraftvollen, besinnlichen „Tatermife“ lebt, in was für Stiebeln er selber auf dem Heidboden steht, das zu schildern macht Ludwig Hinrichsen so leicht keiner nach. Neu, aber erhebend und ergreifend in seiner lyrischen Wirkung fand ich die Anwendung des Niedersachsendialekts grade an dramatischen Stellen des ungemein seltsamen Buches. Der Brand des Heidhofes und das Wiederzueinanderfinden der Eheleute ist schlechthin meisterlich geschildert. Dieser junge Erzähler kann Charakterköpfe zeichnen.

Noch ein drittes Heidbauernbuch will ich wenigstens nennen, denn es ist, vor Monaten erschienen, längst bekannt und verbreitet genug: Diedrich Speckmanns „Neu Lohe“ (Martin Warnack, Berlin). Der durch viele Heideromane weitbekannte Dichter griff auf seine Heidbauern Lohmann in „Heidhof Lohe“ zurück und stellte ihre neue Generation nach dem Kriege in die neue Zeit der Umwälzungen. Bodenreform ist die Parole dieses neuen Romans von Speckmann. An einem herediten Beispiel zeigt der beliebte Heidedichter, von wie einschneidender Bedeutung eine Verbesserung der Bodenrechte für den Wiederaufbau Deutschlands ist. Weil sein Buch in viele Kreise gelangt, welche der jungen Siedlungsfrage und Heimstättenbewegung bislang ahnungslos oder ablehnend gegenüberstanden, so muß auch dieser Roman als ein bedeutsamer Baustein des zu erneuernden Deutschlands gelten.

„Der Pfennig im Haushalt“ nennt bezeichnend der fränkische Erzähler Hans Raithel seine neue „Bauerngeschichte“ (bei Albert Langen, München), welche durch ein abschreckendes Beispiel Aufklärung und Bekehrung zu bringen prächtig geeignet, ja geradezu berufen ist. Man stelle nur einmal das Elend auf dem Burghofe der „Kuni“ in Leitenreuth dem Glück der Lohmanns, der Kraft Ameling Wesselhufens in der Heide gegenüber! Dort ist Wollen und weise Verteilung, Entfaltung der Kraft. Hier ist nichts als verstockte Habgier der Alten und Anerben, ein junges Bauernpaar niederzuhalten, bis es vom Hofe flieht und fern auf Taglohn geht. Alle Irrwege, in welche deutsches Bauerntum, mißgeleitet und verdummt, sich verlaufen kann, sie sind von Raithel in diesem wundervoll schlicht, aber dabei um so eindringlicher mahnenden Buche bis ins tiefste aufgezeigt. Mag dem nord- und niederdeutschen Bauern hiervon auch viel fremd sein, was diese Frankenbauern verunschönt: Hartnäckigkeit und Dickköpfigkeit, ja Verbohrtheit grade da, wo es abwärts geht mit einem alten Hofgeschlechte, das zeigt in allen Zonen das gleiche tragische Gesicht.

Die siebzigjährige, ewig muntere Marthe Renate Fischer brachte heuer (bei Bonz & Co., Stuttgart) auch wieder einen Bauernroman, aus ihrem

Thüringen: „Wir ziehen unsere Lebensstrafe“. Hierin wird keiner eine andere Altersspur finden als höchste Reife, vollendetes Können. Dichter, die noch solche kernigen und echten Menschen mit allen ihren Lasten und Lastern, Leiden und wagemutigen Kräften auf die Beine stellen, so verlebendigt ihre Heimatlandschaft zu schildern vermögen wie M. R. Fischer hier, sind nicht alt, werden es auch so bald nicht, mag ihre Liebe auch immer bei den Vorkriegszeiten verweilen. Ein geradezu männlicher Zug adelt das Können dieser Erzählerin, wie sehr sie auch die Bäuerinnen als mannshörig zeichnet. Vollberechtigt ihr zur Seite stelle ich den „Herrgottsschulzen“ der trefflichen Marie Diers (bei Otto Rippel, Hagen i. W.), ein Bauernbuch, in dessen Mitte eines jener alten Pfarrhäuser steht, wie sie mehr und mehr verschwinden, Pfarrersleute, die völlig Anteil haben an allen Geschichten der Dörfler, und ein Pastorfräulein, dem das Entfagen an der Wiege gesungen ist. Marie Diers ist eine Dorfmalerin voll Herbigkeit und saftvoller Frische.

Deren noch einen will ich hier nennen, einen klugen und beredten Volksschreiber und Bauerndichter: Gustav Schröder. „Die Leute aus dem Dreifaltale“ nennt er seinen Roman in 3 Teilen (bei Quelle & Meyer, Leipzig), schildert die Hölle Trübe und Sorge, eine müde junge Ehe und ein stürmisches Werben, malt das Leben der fleißigen Köhler im Walde — wohl zum ersten Male — mit leuchtenden Farben. Aber über diese stille Umwelt hinaus leuchtet das Feuer der Jugend in den Jungen und Alten, in Florian und in dem alten Bauer Sorge, der ein Weiser ist. Dies Buch ist gedankenreiche Dichtung wie selten eines. Manche Stellen liest man zweimal, dreimal und fühlt sich immer von neuem beschenkt. Dies Buch ist mir wie eine einzige, herrliche Allegorie der beiden armen Reiche Deutschland und Deutsch-Ostreich erschienen, die brüderlich in Leid und tiefer Not den Weg zueinander suchen. Es ist zeitlos und rührt doch so tief an die schweren Wunden unserer Zeit, ein Buch aus dem Alltag einfachster Menschen, welcher doch ein gehobener, beseelter Feiertag ist. Dies Buch wäre so recht nach dem Herzen Gustav Freytags. Suchet das Volk bei seiner Arbeit auf und horcht ihm den Schlag des mutigen Herzens ab.

Zwei schöne Büchlein will ich dann noch nennen, die deutscher Landschaft und Schlichtheit voll sind: Wanda Zeus-Rothe beschrieb ihre Jugend auf den Höhen des Hunsrück bestrickend schlicht und schön, mit dem Humor eines Fritz Reuter in „Sonne der Heimat“ (Bong & Co., Berlin) und Kurd Albrecht bot prächtige Federzeichnungen dazu. Ein glücklicher Zufall ließ mich das Pseudonym der hochbegabten, aber bisher in unserem Schrifttum so gut wie unbekanntem Verfasserin Wanda Zeus-Rothe enträtseln. Es ist die Gattin eines als Herausgeber und kritischen Bearbeiter bekannten Literaturhistorikers, welcher vor genau zehn Jahren den literarischen Teil der „Grenzboten“ leitete. In den „Grenzboten“ ist denn auch damals die erste Veröffentlichung von W. Z.-R. über den heimatischen Hunsrück erschienen. Wenn Verfasserin nunmehr aus dem ihrem Hunsrückbuche überall gezollten Lobe Mut genug schöpft, ihre beiden langgehegten Romane endlich niederzuschreiben und zu veröffentlichen, so soll ihr klangvoller Name vollends in den „Grenzboten“, welche ihren Erstling druckten, nicht länger verborgen gehalten werden. — Nun noch ein Buch vom deutschen Dorfe. Wilhelm Hochgreve hat in B. Behrs Verlag (Friedr. Seddersen, Berlin) acht

„Dorfgeschichten“ deutscher Meistererzähler, wie Sudermann und Söhle, Zahn, Greinz, Viebig und Holzamer zusammengestellt, ein farbenbuntes Bauernsträußlein aus dem deutschen Dorfe unter allen Himmelsstrichen. Ein deutscher Erzähler, der gar lange schwieg, ein Sechzigjähriger, ist auch einmal wieder aus seiner Schweizer Stille herausgetreten, Jakob Christoph Heer. Die ihm überantwortete Lebensbeschreibung einer Züricher Dame will er in „Nick Tappoli“ (J. G. Cotta, Stuttgart) lediglich unter der Ode der Kriegszeit bearbeitet haben. Wer kann es wissen, was in diesem neuen Heerbuche eigenerfundene Handlung ist? Auf jeden Fall hat er den ungemein schlichten Stoff mit all dem Glanze überjont, welchen einst J. C. Heers heißbegehrte Bücher ausstrahlten. Wer eine solche Heldin wie die Pastortochter Nick Tappoli aus Eglisau am Oberrhein, wer einen Kerl vom Schläge des Messerschmiedes Ulrich Junghans auf die Beine stellen kann und ihnen beiden so viel Seele, Sonne, herztiefes Leid und ausdauernde Liebe mitgibt, der ist nicht alt noch abgetan, mag er auch durch zehn Jahre schweigen. — Hierneben sei noch einer von den jüngeren Schweizer Erzählern, deren beste Namen ja jetzt der Verlag Grethlein & Co. (Leipzig-Zürich) bei sich vereinigt, rühmlich genannt, Felix Moeschlin, ein Dichter von großem Können und starker Lebensbejahung, wie wir sie brauchen. In seinem letzten Buch vorigen Jahres „Die vier Verliebten“, einem ungemein heiteren und doch nachdenklichen Romane wandelte er noch Schweizer Wege, jetzt im „Glücklichen Sommer“ führt er seinen tumben Helden nach Schweden und läßt ihn dort unter Bauern, kleinen Leuten und Naturwundern einen wahrhaft „glücklichen Sommer“ erleben.

Einen solchen verjüngenden Roman schenkt uns auch der Doktor Ludwig Zinck in Baienhofen am Bodensee wieder einmal: „Die Jakobsleiter“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart), das schaffensfrohe, gemütsiefe Leben und Werden eines jungen Chirurgen. Dies neue Buch Zincks übertrifft noch sein „Rapunzel“ und „Trippstrill“ sowie den „Kosendoktor“ an Tiefe.

Seit seiner schönen „Richza“ schwieg auch der Würzburger Archibdirektor August Sperl so manches Jahr. Jetzt bringt er einen Roman „aus unserer Zeit“: „Der Archivar“ (C. F. Beck, München), eine feinsinnig von Märchen durchwobene Liebesgeschichte, die uns das Suchen und Finden unruhewoller Menichheit nach edlen Zielen verfinbildlicht. Humor, Gemüt und Wissen adeln diesen Dichter. Dem gebildeten Leser wird es ein Vergnügen bereiten, hier von kundiger Hand hineingeführt zu werden in die reizvolle, geheimnisreiche Welt der Archive, Akten und Familienforschung, und Jonas Eisenhuth, der Hld des Buches, wird sich rasch die Herzen erobern. Neben ihn stelle ich den Geiger Just Haberland auf seiner „Fahrt ins Glück“, welche Leonhard Schrickel seinem „Klein- und Großstadtroman“ (bei Georg Westermann, Braunschweig) zugrunde legt. Das dicke Buch spinnt viele Fäden zwischen Puhlborn und Berlin, welche nicht ohne Beziehung auf unsere Zeitunkultur sind, obwohl es selbst anscheinend vor dem Kriege geschrieben ward. Schrickel, als Kleinstadtdichter von gleichem Wert und Können wie ein Ditomar Enking, geht mutig den Schritt weiter; er führt seinen hochgemuten Helden aus Klempfuhlborn, das wahrhaft raabisch ist, den Weg ins wirriälige Berlin, bis er wieder heimfindet ins enge Vaterland. Es ist viel Lachen und Sehnen, Weinen und Welterkennen in diesem neuen Schrickelbuche.

Aus den Tiefen des Volkstums muß und wird uns die Genesung kommen, nicht von außen, sondern durch Selbstbestimmung — das lehrt die Geschichte von jeher. Und deshalb sind Bücher wie die genannten, und auch noch manche andere, von hohem kulturellen Wert für die Gesundung unserer Volksseele und den sittlichen Wiederaufbau, Bücher, die sich vorteilhaft unterscheiden und abheben von jener Romanliteratur, die in undeutscher Art nur Liebesgeschichten bieten oder Zerrbilder deutschen Geistes und deutscher Charaktere geben. Auch über sie soll gelegentlich ausführlicher gesprochen werden, Leitsatz aber soll bleiben, gute deutsche Bücher weitesten Kreisen zugänglich zu machen.



Weltspiegel

Zwischen Paris und London. Was sich jetzt in West- und Mitteleuropa an politischen Vorgängen abspielt, läßt sich unter dem Schlagwort Krise des Bürokratismus zusammenfassen: Wobei Bürokratismus nicht im gewöhnlichen engeren Sinne verstanden werden muß, sondern als der Aberglaube, daß aktenmäßiger Regelung ein für allemal und grundsätzlich auch ein realer Wert zukäme. Die Krise aber beruht auf dem Umstande, daß bei der Fülle der augenblicklich infolge stärkster Differenzierung der europäischen Menschheit, einer Folge des modernen Individualismus, und der fortwährend wachsenden Menge der Regierenden und der Mannigfaltigkeit ihrer Bedürfnisse das Regieren in immer stärkerem Maße vor unüberwindliche Hindernisse gestellt wird. Bekanntlich tritt bei der ungehemmten Ausdehnung gewisser in sich einheitlicher Großbetriebe, Zeitungen z. B., ein Moment ein, indem eine weitere Ausdehnung sich nicht mehr rentiert, im Gegenteil Kosten verursacht, die die aus der Erweiterung erwachsenden Einnahmen übersteigen. Natürlich läßt sich ein Staat nicht einem geschlossenen Betrieb vergleichen. Aber eine Analogie liegt doch vor, und es ist sehr möglich, daß wir einem Zustand nahegekommen sind, in dem das Regieren, Leiten, Verwalten mehr an Kosten verschlingt, als das zu Regierende, zu Verwaltende aufbringt, daß die europäische Welt also mit Unterbilanz arbeitet. Während des Krieges war dieser Zustand schon vorherrschend. Die kriegsführenden Nationen verbrauchten zu ihrer Erhaltung und Verteidigung im Augenblick mehr als diese Erhaltung dieser Weiterbestand im gleichen Augenblick einbrachte. Sie lebten, erst von Überschüssen und Ersparnissen, dann von Raubbau und der Garantie künftiger Möglichkeiten. Daß dies der Fall war, hat man schon während des Krieges selbst in allen kriegsführenden Ländern eingesehen, sich aber immer mit der Erwartung zu trösten gesucht, daß nach dem Kriege sogleich wieder in früherem Umfang werde produziert werden können und daß das durch den Raubbau entstandene Minus durch den Besiegten ausgeglichen werden würde. Diese beiden Voraussetzungen aber sind bekanntlich nicht eingetroffen. Soweit der Krieg ein Wirtschaftskrieg war, und das ist er ja zu bedeutendem Teil gewesen, hat er sich, wie Normann Angell vorausgesagt hatte, als eine falsche Theorie erwiesen.

Die Schuld, die die Bürokratie auf sich geladen hat, ist immer die gewesen, daß sie geglaubt hat, diese unbequeme Tatsache ließe sich durch eine aktenmäßig formale Regelung aus der Welt schaffen. Der Versailler Friedensvertrag ist nichts weiter als ein Versuch, die Bilanz der europäischen Mißwirtschaft zu ver schleiern. Der Friedenskonferenz lagen vor die diplomatischen Instrumente der Kriegs- und